

REZENSION

Ruth Zeifert: Nicht ganz kosher. Vaterjuden in Deutschland

*Ruth Zeifert: Nicht ganz kosher. Vaterjuden in Deutschland, Berlin:
Hentrich & Hentrich 2017, 218 S., ISBN: 978-3-95565-208-1, EUR 24,90.*

Besprochen von Darja Klingenberg.

Was bedeutet jüdische Identität in einer individualisierten und säkularisierten, in einer von Migration geprägten deutschen Gesellschaft und jüdischen Diasporakultur mehr als 70 Jahre nach der Shoa? Wie werden zurückgelassene, unterbrochene oder nicht anerkannte Bindungen zum Jüdischen erfahren? Wie formulieren Kinder jüdischer Väter und nicht jüdischer Mütter Zugehörigkeiten? Welche Verständnisse des Jüdischen entstehen an den Rändern und außerhalb der etablierten jüdischen Institutionen oder in säkularen Räumen? Wie veränderten sich diese in den letzten Jahrzehnten? Unterstützen oder verhindern jüdische Organisationen die Suchbewegungen von – nicht ganz, irgendwie oder auch – jüdischen Menschen?

Die Soziologin Ruth Zeifert nähert sich diesen Fragen in acht Kapiteln ihrer Studie *Nicht ganz kosher. Vaterjuden in Deutschland* über eine biographieanalytische Untersuchung der Identitätskonstruktionen dreier Generationen von Vaterjüd*innen in Westdeutschland. Das Buch ist eine überarbeitete Version der Promotion Zeiferts. Die ersten drei Kapitel stellen die Fragestellung vor, beschreiben in kurzen Vignetten die elf sehr unterschiedlichen Interviewpartner*innen und erläutern anschaulich das methodische Vorgehen der Biographieforschung. Das vierte Kapitel skizziert den historischen, religionsgesetzlichen und institutionellen Umgang mit Vaterjüd*innen und zeichnet die Entwicklung einer bis vor zehn Jahren überschaubaren Forschungsdebatte in den Niederlanden und den USA, in Deutschland und Israel nach. Der Fokus der Untersuchung liegt auf den Besonderheiten der jüdisch-westdeutschen Geschichte und ermöglicht so eine sehr genaue Rekonstruktion der Veränderungen dieser Beziehungen über drei Generationen. Das Herzstück der Arbeit bilden die Kapitel 5 und 6, die Prozesse und Widersprüche der Identitätsformierung unter Vaterjüd*innen herausarbeiten. Kapitel 7 resümiert die Ergebnisse der Studie und setzt sie in Bezug zu den Aushandlungen der Selbstverständnisse patrilinearen Jüd*innen und dem institutionellen Umgang mit einer wachsenden Gruppe *irgendwie* jüdischer Menschen. Die Studie schließt mit einem Exkurs zur Geschichte jüdischer Namen und dem sich daran abzeichnenden Assimilations- und Selbstbestimmungsstreben von Jüd*innen in Deutschland.

Vaterjüd*innen sind nach der Halacha, dem Religionsgesetz, eindeutig nicht jüdisch, hält Zeifert zu Beginn ihrer Untersuchung fest. Daran anschließend fächert sie die vielfältigen und komplexen Beziehungen von Kindern jüdischer Väter zum Jüdischen auf – und öffnet ein in der deutschen Debatte kaum untersuchtes soziologisches und historisches Forschungsfeld. Sie beschreibt Bindungen, die durch Säkularisierung, durch

Verfolgung, durch das Schweigen der Elterngeneration und fehlende Anerkennung jüdischer Gemeinden gesucht und gepflegt werden. Sie zeichnet Beziehungen zum Jüdischen nach, die sich mal dichter und gehaltvoller und mal loser oder feiner gestalten. Der besondere Beitrag der qualitativen Studie liegt in der Rekonstruktion der biographischen Prozesse dreier Generationen von Vaterjüd*innen. Diese Perspektive erfasst zum einen die Prozesshaftigkeit von Identitätskonstruktion, die sich eingebettet in familiäre Beziehungen, persönliche und institutionelle Begegnungen unterschiedlich entwickeln und sich im Verlauf verschiedener Lebensphasen verändern. Zum anderen beschreibt sie ein Stück jüdischer Geschichte und beleuchtet die sich verändernden historischen Bedingungen für (Vater-)Jüd*innen im westlichen Nachkriegsdeutschland.

Die Grenzfigur patrilinearere Jüd*innen führt zu seit Jahrhunderten diskutierten Machloket: Ist das Jüdische zuerst bestimmt durch eine religiöse, kulturelle und intellektuelle Praxis oder die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk? Entwerfen jüdische Religionspraxis und -tradition potentiell universelle ethische und rechtliche Vorstellungen? Folgt man konservativen und orthodoxen Traditionen oder nationalistischen Diskursen in Israel, die eine ethnische, nationale, mitunter auch biologistisch zu denkende Gemeinschaft entwerfen, oder entwickelt man ein säkularisiertes Verständnis des Jüdischen als kulturelle, intellektuelle Prägung, wie es US-amerikanische oder sowjetische Jüd*innen und säkulare Israelis formulieren? Ist das Jüdische, für den europäischen Kontext, vor allem als Schicksalsgemeinschaft zu denken? Wird man, wie Jean Amery, ein säkularer und ein patrilinearer Jude, schreibt, nach Auschwitz durch das Lesen der eintätowierten Häftlingsnummer und nicht durch das Studium des Tanach zum Juden?¹ Welchen Umgang entwickeln religiöse Institutionen mit halachisch nicht jüdischen Jüd*innen, ohne das eigene Selbstverständnis von antisemitischer Verfolgung oder NS-Rassengesetzten bestimmen zu lassen? Was gilt das subjektive Verständnis des Jüdischseins? Wiegt einzig die Autorität der allgemeinen oder orthodoxen Rabbinerkonferenz? Welche Formen säkularer jüdischer Gemeinschaften lassen sich in Deutschland und Europa denken? Es geht bei der Aushandlung des Jüdischen immer auch um institutionelle und machtpolitische Fragen nach Zugang zu Ressourcen, Gemeinschaften und Staatsbürger*innenschaft. Zeiferts Buch führt Kontroversen fort, die im 20. Jahrhundert durch Migration, Säkularisierung und Traditionalisierung an Bedeutung gewannen. Ihre Fragen haben vor dem Hintergrund von Geschichten der Verfolgung, der Gründung eines jüdischen Staates und des sozialen Aufstieges in vielen Diasporakontexten besondere Dringlichkeit.

Für die deutsche Gegenwart bleibt die Situation der Vaterjüd*innen von der Signatur der Nürnberger Rassengesetze, von der Shoa und dem Antisemitismus der europäischen Nachkriegsgeschichte bestimmt. Während des Nationalsozialismus wurden auch halachisch nicht jüdische Menschen oder Deutsche mit jüdischen Familiengeschichten als ‚jüdische Mischlinge‘ verfolgt. Zeifert beschreibt für die Kriegsgeneration, oft Kinder säkularisierter und assimilierter Juden, die traumatische Erfahrung der Verfolgung auf Grund einer Zuschreibung von Zugehörigkeit, von der einige nicht einmal wussten. Vaterjüd*innen der verschiedenen Nachkriegsgeneration finden sich über ihre Familien-

¹ Améry, Jean: Über Zwang und Unmöglichkeit Jude zu sein, in: Ders.: Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten, Stuttgart 1966, S. 130–156, hier S. 146.

geschichten eingeschrieben in die Schicksalsgemeinschaft der Jüd*innen, auch wenn sie von diesen oft nicht anerkannt werden.

Die Differenzen zwischen religionsgesetzlichen, kulturellen und staatsbürgerlichen Konzeptionen des Jüdischen in unterschiedlichen historischen Kontexten führen bis in die Gegenwart zu widersprüchlichen Ein- und Ausschlüssen. So bekommen Kinder jüdischer Väter nach dem ‚Right of Return‘ die israelische Staatsbürger*innenschaft, können in Israel als halachisch nicht jüdisch jedoch nicht heiraten. In Deutschland konnten russischsprachige patrilineare Jüd*innen, die auf Grund des sowjetischen Nationalitätenverständnisses auch als solche klassifiziert wurden, über die Kontingentflüchtlingsregel einreisen, dann jedoch nicht Mitglied der jüdischen Gemeinden werden.

Durch dieses politisch aufgeladene Feld führt Zeifert mit einer besonnenen Sprache. Sie stellt verschiedene Perspektiven übersichtlich und würdigend dar. Über Exkurse, etwa zu der Halacha oder später im Buch zu dem Verhältnis der deutschen Linken zu Jüd*innen, schafft sie einer breiteren Leser*innenschaft Zugänge zu einem komplexen Phänomen.

Das Jüdische patrilinearere Jüd*innen

Man versteht Gruppen am besten ausgehend von ihren Rändern. Jüdische Identitäten unter Vaterjüd*innen entwickeln sich aus den Versatzstücken, manchmal auch aus bloßen Erinnerungsspuren oder Leerstellen in Familiengeschichten. Atmosphärische Kindheitserinnerungen, Lieder oder Geschmäcker werden im Erwachsenenleben zu Anknüpfungspunkten eigener jüdischer Selbstverständnisse. Besondere Bedeutung kommt der Beziehung des jüdischen Vaters zu seinem Erbe zu. Dieses Verhältnis wird in den oft engen intergenerationalen Beziehungen von den Kindern fortgesetzt. Viele der Interviewten führen das säkulare Judentum des Vaters fort und suchen zugleich Wissenslücken über eine intellektuelle Auseinandersetzung mit jüdischer Geschichte, Literatur, mit dem Besuch von Volkshochschulkursen aufzufüllen. Die Auseinandersetzung wird oft als einsamer Prozess erfahren, es fehlt an Austausch mit anderen Patrilinearen und Beziehungen zu jüdischen Menschen und Gemeinschaften.

Die Geschichten der Vaterjüd*innen verdeutlichen zugleich, was das Jüdische im deutschen Kontext weiter prägt: Dies sind Erfahrung von Fremdzuschreibung, das subtile Gefühl, zur ‚Anderen‘ gemacht zu werden, und für einige die Begegnung mit antisemitischen Übergriffen. Zeiferts Interviewpartner*innen berichten über Ausschlüsse aus den Narrativen der Mehrheitsgesellschaft, die Erfahrung nicht mitgedacht und nicht mitgemeint zu sein, wenn im Geschichtsunterricht die Shoa verhandelt wird oder eine deutsche Linke über den Nahostkonflikt spricht.

Die Studie zeigt zuletzt die Wirkmacht institutioneller Ausschlüsse aus jüdischen Gemeinden und die Aberkennung des Jüdischen im Gespräch mit anderen Jüd*innen. Dies wirkte sich insbesondere in der Nachkriegszeit schmerzhaft aus: Menschen, deren Eltern während des Nationalsozialismus als ‚Halb- oder Vierteljuden‘ verfolgt wurden, die sich in ihren Versuchen, an unterbrochene Familiengeschichten anzuknüpfen, an jüdischen Gemeinden wandten, erlebten dort oft ein völliges Desinteresse. Nur vereinzelt, etwa in den Niederlanden, gab es Versuche, Vaterjüd*innen Anbindungen an Gemeinden zu ermöglichen. Hier verdeutlicht die biographische Perspektive, wie

Zurückweisungen, etwa der formal begründete Ausschluss von Jugendreisen oder beiläufig abwertende Kommentare, nachwirken. Diese Kränkungen schlossen für einige Interviewte die Beschäftigung mit ihrer jüdischen Familiengeschichte über Jahre und mitunter auch für die nächste Generation ab.

Patrilineare Jüd*innen und Menschen mit *auch jüdischen* Familiengeschichten bleiben auf Grund und trotz Erfahrungen von Antisemitismus, entgegen der Ausschlüsse aus jüdischen Gemeinschaften, dieser auf widersprüchliche Weise verbunden. Aus dünnen, oft säkularen Fragmenten entstehen jüdische Identitäten, säkulare Verständnisse des Jüdischen oder politische Verantwortungen für Diskussionen über den Nahost-Konflikt.

Die Schwierigkeiten dieser Suchbewegungen, so Zeifert in ihrem Resümee, verdichten sich im Problem fehlender Selbstbezeichnungen und damit einhergehender Selbstverständnisse. Kinder jüdischer Väter erfuhren sich lange als individuelle Einzelfälle, es fehlte an Begriffen und geteilten Erfahrungen. Hier kann Zeiferts Arbeit selbst zu einem Beitrag einer unter Vaterjüd*innen weiter zu führenden Diskussion werden. Zugleich entwirft sie hilfreiche Ansatzpunkte für jüdische Gemeinden: Von diesen wünschen sich Vaterjüd*innen eine grundlegende Anerkennung ihres irgendwie Jüdischseins und punktuelle Zugänge zu Orten, an denen sie lernen und an jüdischen Veranstaltungen oder Feiertagen teilnehmen können.

Würdigung

Als Ruth Zeifert Mitte der 2000er Jahre mit ihrer Forschung zu Vaterjüd*innen begann, gab es in Deutschland kaum Diskussionen und fast keine Forschung zu der Thematik. In den letzten zehn Jahren wuchs das Interesse an Menschen mit jüdischen Familiengeschichten, in der Wissenschaft, in jüdischen Institutionen und in der Literatur. Auch politische Institutionen entdecken eine potentielle Zielgruppe, so zählt eine Studie des israelischen Diasporaministeriums von März 2018 eine Millionen ‚verlorene‘ oder ‚potentielle‘ Jüd*innen weltweit.² In deutschen Gemeinden stellt sich die Frage besonders durch die Zuwanderung von jüdischen Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion, von denen viele halachisch nicht jüdisch waren. Seit letztem Jahr bietet die Allgemeine Rabbinerkonferenz ein besonderes Programm für diese Menschen an. In diesem Klima langsamen politischen Wandels leistet die Studie Pionier*innenarbeit der Konsolidierung einer Debatte, in dem sie die Problematik grundlegend und für unterschiedliche Leser*innenschaften zugänglich aufbereitet. Ihre Stärke liegt im Fokus auf die Akteur*innen, die oft ungehört bleiben, ganz als ginge es um ein rein halachisches oder institutionelles Problem. Zeifert umreist das Phänomen stattdessen in Tradition subjektorientierter Sozialforschung ausgehend von den Deutungen der Akteur*innen und den Widersprüchen, an denen sie sich abarbeiten. Sie folgt in ihren Fragen und dem Aufbau dem Forschungsgegenstand. Dies ist eine Stärke der Arbeit, die punktuell zu einer Schwäche werden kann, so hätten die Kapitel systematischer strukturiert und betitelt werden können. Es bleiben einige der für das Problem der Vaterjüd*innen konstitutiven Widersprüche jüdischer Identität oder Fragen der Säkularisierung nur sehr

² Landau, Noa/Levinson, Chaim: Israeli Ministry Sets Sights on Millions of 'Potential Jews' to Improve Country's Image and Fight BDS, in Haaretz, 27. März 2018, online unter: <https://www.haaretz.com/israel-news/MAGAZINE-israeli-ministry-sets-sights-on-millions-of-potential-jews-1.5954692> [02.08.2018].

knapp abgehandelt. Begriffe wie Hybridität oder ‚dritter Raum‘ werden holzschnittartig verwendet, eine weitere Auseinandersetzung mit der Literatur zu anderen Diasporagruppen wäre sicher fruchtbar gewesen. Es geht Zeifert jedoch weniger um einen Beitrag zu allgemeinen Forschungsdebatten um Identität, als vielmehr um das Aufdecken eines in Deutschland unerforschten Feldes. In der engen Verbindung der wissenschaftlichen Arbeit mit Vaterjüd*innen, publizistischem Engagement, wissenschaftlicher Analyse und Rückkoppelungen der Ergebnisse in Diskurse unter Patrilinearen und jüdischen Gemeinden ist die Arbeit vorbildlich für soziologische Forschung mit öffentlicher Reichweite. So kann es der empirischen Untersuchung gelingen, den untersuchten Subjekten nachhaltig etwas zurückzugeben.

Die überzeugende Untersuchung wirft auch weitergehende wissenschaftliche Fragen der jüdischen Studien und der Identitätskonstruktion in Minderheiten- und Diasporakulturen auf. Zeifert legt den Fokus bewusst auf die schwierigen westdeutsch-jüdischen Verhältnisse, hier wäre es notwendig, diesen Fokus aus intersektionaler Perspektive nochmal zu vertiefen und das Verhältnis der Vaterjüd*innen zu anderen Minderheiten in Deutschland auszuleuchten. Schließlich war schon die alte Bundesrepublik Migrationsgesellschaft: In wie weit ähneln Migrations- oder Minderheitenerfahrungen der Vaterjüd*innen denen von anderen Menschen aus ‚Mixed-Families‘, Schwarzen Deutschen aus Partnerschaften mit ‚GIs‘ oder aus Südostasien adoptierten Kindern. Entstanden und entstehen unter Vaterjüd*innen Solidaritäten mit anderen Minderheiten oder sind sie im Gegenteil in diesen Beziehungen eher Teil der Mehrheitsgesellschaft? Zeiferts Studie muss unbedingt in Bezug gesetzt werden mit der etwas später unter Leitung von Julia Bernstein durchgeführten Studie *Ab und zu Kosher, ab und zu Shabbat*³, die den Fokus auf nicht halachische oder nicht religiöse Jüd*innen aus der Sowjetunion legt. Von hier aus stellen sich weitere Fragen zum Umgang mit Vaterjüd*innen in der Sowjetunion und in sephardischen oder misrahischen Communities oder solche nach klassenspezifischen Unterschieden und unterschiedlichen lokalen Bedingungen. Die Betrachtung von Vaterjüd*innen, säkularen Jüd*innen oder Menschen mit auch jüdischen Familiengeschichten, die keinerlei Bezug zu diesen haben, werfen weitergehende Überlegungen auf nach den Dynamiken der Weitergabe jüdischer Selbstverständnisse, die weder religiös noch national noch folkloristisch vermittelt sind. Zeiferts kluge und gehaltvolle Untersuchung öffnet somit ein vielfältiges Diskussionsfeld, das nicht zuletzt dadurch beeindruckt, dass außerhalb der Halacha trotz Widersprüchen, Unsicherheiten und Ausschlüssen über Generationen an vielfältigen Formen jüdischer Identität oder an etwas Jüdischem festgehalten wird.

³ Bernstein, Julia: *Ab und zu Kosher, ab und zu Shabbat. Eine Studie zu Identitäten, Selbstwahrnehmungen und Alltagspraktiken von Kindern aus „mixed families“ in Deutschland*, London 2014.

Zitiervorschlag Darja Klingenberg: Rezension zu: Ruth Zeifert: Nicht ganz kosher. Vaterjuden in Deutschland, in: Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung, 12 (2018), 23, S. 1–6, online unter http://www.medaon.de/pdf/medaon_23_klingenberg.pdf [dd.mm.yyyy].

Zur Rezensentin Darja Klingenberg ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Cornelia Goethe Centrum der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Ihre Arbeitsschwerpunkte umfassen Migrationssoziologie, mit Blick auf die russischsprachigen, insbesondere die russischsprachig jüdischen, Migrationsbewegungen des 20. Jahrhunderts. Sie beschäftigt sich mit feministischer Theorie, intersektionalen Perspektiven auf soziale Ungleichheit, der Soziologie des Wohnens, der Soziologie des Humors und Methoden qualitativer Sozialforschung. Sie war sechs Jahre als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Goethe-Universität Frankfurt am Main tätig und hatte Aufenthalte als Gastwissenschaftlerin an der New York University und der Tel Aviv University. Sie promovierte mit einer Arbeit mit dem Titel: Wohnen nach der Migration. Materialismus, Aspirationen und Melancholie russischsprachiger migrantischer Mittelschichten.